

Diskussion um das Weltothos selbst zeigte sich bereits in den 1990er Jahren, dass die Berufung auf die „Goldene Regel“ als moralischen Maßstab eines beträchtlichen Aufwands an Präzisierung bedarf. Dieser Aufgabe widmet sich B., der eine „umfassende Darstellung dieser Maxime des Handelns“ (11) entwirft.

Die Trias „Staunen – Verstehen – Handeln“ im Untertitel des Buches gibt dessen Aufbau exakt wieder. Diese Disposition verortet eine gewisse Parallelität zum Schema ethischer Urteilsbildung, wie es etwa D. Ritschl als Dreischritt aus erstens Wahrnehmung des Problems, zweitens Reflexion über die Beurteilungs- und Handlungsmöglichkeiten und schließlich drittens Verifikation der gewählten Möglichkeiten beschrieben hat.

Ins Staunen, bisweilen gar ins Raunen über die seit der Achsenzeit feststellbare weltweite, kulturübergreifende Verbreitung der „Goldenen Regel“ in der Politik (19–26), im Alltag der Menschen (27–30), in den verschiedenen Religionen (31–60) und schließlich in der philosophischen Ethik (61–85) gerät B. im ersten Teil (A), dessen Quintessenz mit dem Diktum des US-amerikanischen Moralphilosophen Marcus G. Singer wiedergegeben wird: „Die nahezu universale Akzeptanz der ‚Goldenen Regel‘ und ihre Verbreitung durch Personen von beträchtlicher Intelligenz und doch ganz unterschiedlicher Provenienz mag daher als Indiz für den Anspruch gelten, dass sie eine fundamentale ethische Wahrheit darstellt.“ (84)

Den zweiten Teil (B) widmet B. unter der Rubrik „Verstehen“ den „Reflexionen und Diskussionen über die Goldene Regel“ (89–153). Hier wendet er sich den verschiedenen Varianten der „Goldenen Regel“ zu und typologisiert sie zunächst (89–95), konzentriert sich dann aber auf verschiedene Einzelfragen, wie z. B. die nach dem Verhältnis von „Goldener Regel“ zur Vergeltungsregel (95–103), zur sog. „Platin-Regel“ als deren Inversion zur Maxime: „Behandle andere so, wie sie von dir behandelt werden möchten“ (103), zum kategorischen Imperativ Kants (124–131) und zur Nächstenliebe (131–139) sowie der Frage nach dem Unterschied zwischen negativer und positiver Form der „Goldenen Regel“ (106–116).

Das 6. Kap. (140–153) ist insofern von zentraler Bedeutung, als B. hier in deutlicher Nähe zur aristotelischen Tugendethik, genauer: Mesoteslehre, seine These von der „Goldenen Regel“ als „Ausdruck eines Ethos der goldenen Mitte und des rechten Maßes im Alltag“ (142; dort z. T. kursiv) entfaltet. Hier formuliert B. auch sein Plädoyer für eine Entgrenzung des Geltungsbereichs der „Goldenen Regel“. Als „pragmatische, maßvolle Klugheitsregel für den ethischen Normalverbraucher“ (146) gehöre sie zunächst in den sozialen Nahbereich, besäße aber ein „ganz erhebliches Steigerungs- und Entwicklungspotential“ (146; dort kursiv) hin zu einer universellen Menschenebene, an deren Horizont jenseitig die Feindesliebe als „supraethisches Gebot“ (P. Ricoeur) auftaue.

Im abschließenden Teil (C) der Untersuchung wendet B. die handlungsorientierte Frage, wie wir mit der „Goldenen Regel“ leben können (157–218), auf die verschiedenen Bereiche menschlichen Zusammenlebens im Lichte der „Goldenen Regel“ an. Gemeint sind der Dialog der Religionen (157–168), das Privat- und Berufsleben (169–175) und die Schule (176–183). Außerdem thematisiert B. „global relevante Werte“ wie „Gerechtigkeit und Fairneß“ (185–193), „Ehrfurcht vor dem Leben und Friedfertigkeit“ (193–199), „Mitgefühl und Liebe“ (200–208), „Vergebung und Versöhnung“ (209–216), „Menschlichkeit als Mittelmenschlichkeit“ (216–218), wobei der höchst vage Werte-Begriff bereits die Schwierigkeit anzeigt, alle diese genannten Zentralbegriffe der Ethik zu perspektivieren.

Eine sachgemäße Würdigung der angezeigten Untersuchung muss differenziert ausfallen: Man mag prognostizieren, dass sich dieser Band als ein Standardwerk zur „Goldenen Regel“ etablieren wird. Eine sehr ansprechende didaktische Aufbereitung des Materials, zahlreiche Tabellen, einige Abbildungen und ein überschaubarer Anmerkungsapparat (221–242) sowie eine sehr eingängige Sprache sprechen dafür. Der Band weist durchgehend einen populärwissenschaftlichen Impetus auf, was keineswegs despektierlich gemeint, sondern als Lob zu verstehen ist. Gerade die Zielgruppe der Ethik- und Religionslehrer/innen dürfte insbes. im 9. Kap. „Die Goldene Regel in der Schule“ (176–183) viele Anregungen für Lernprozesse und die eigene Unterrichtspraxis erhalten.

Das Problem des Bandes steckt jedoch in den inhaltlichen Details, man kann auch sagen in den Kontexten des Gebrauchs bzw. der Interpretation besagter Maxime, die von B. im Teil B zwar nicht einfach übergangen, aber doch vernachlässigt werden. Er belässt es zu stark bei einer Spurensuche nach einem gemeinsamen Weltkulturerbe, anstatt die Differenzen in der theoretischen wie praktischen Ausgestaltung der „Goldenen Regel“ aufzusuchen. Es müssten aber gerade diese Schamierstellen betrachtet werden, an denen sich die Differenzen ausbilden und auf die hin etwas Gemeinsames sichtbar werden kann. Diese Schamierstellen wären als Treffpunkte etwa von Dialogen oder gar „Megalogen“ (A. Etzioni) zu erproben. An den Differenzen vorbei lässt sich ein Weltkulturerbe, wenn es so etwas überhaupt geben sollte, jedenfalls nicht erwerben. Trotz der vollmundigen Aussage im Nachwort (219f), die „Goldene Regel“ sei „die ethische Pointe der Glo-

balisierung“ (219), womit B. sie in die Nähe eines ethischen Allheilmittels stellt, wird man nicht um den Befund herumkommen, dass die „Goldene Regel“ interpretationsbedürftig ist.

Auch nach dieser Untersuchung bleibt die Frage unabweisbar, was die „Goldene Regel“ wirklich austrägt, zumal es sich – wie B. eingangs selbst feststellt – um ein *formales* Prinzip (12) handelt, das das gebotene Tun des Guten an die Person des Handelnden und ihre Präferenzen rückbindet. Insofern wäre im Interesse einer Anwendbarkeit der „Goldenen Regel“ zunächst die vorgängige Frage zu beantworten, wer wir sind und als Teil welcher „story“ wir uns sehen. Mit anderen Worten wären also zunächst die Ethos generierenden „stories“ bzw. Narrationen in den Blick zu nehmen, in die die „Goldene Regel“ jeweils eingebettet ist. In dieser Perspektive allerdings erweist sich die ansonsten in mancherlei Hinsicht lehrreiche Untersuchung als wenig hilfreich, zumal der Autor eher am Gemeingut der Religionen, am Weltkulturerbe bzw. Weltothos interessiert ist als an den Differenzen, die aber auch im Blick auf das Universale nicht übergangen werden dürfen.

Hannover

Marco Hofheinz

Mathwig, Frank: Zwischen Leben und Tod. Die Suizidhilfisdiskussion in der Schweiz aus theologisch-ethischer Sicht. – Zürich: Theologischer Verlag Zürich 2010, 269 S. (Beiträge zu Theologie, Ethik und Kirche, 5), pb. € 18,80 ISBN: 978-3-290-17567-2

„Wo mit Gottes Gegenwart nicht mehr gerechnet wird, wird die Ethik zur letzten Instanz.“ (241) Diese Aussage im Schlussteil von Frank Mathwigs Abhandlung zur Suizidhilfisdiskussion in der Schweiz lässt erahnen, in welchen Bereichen der in Bern tätige evangelische Theologe Antworten auf die schwierigen Fragen der Lebensverfügung sucht: Nicht in der Moral, sondern in der existentiellen Befindlichkeit des gläubigen Christen, der sich von Gott angenommen bzw. gerechtfertigt weiß. Auch wer diese hermeneutische Vorbedingung seines Denkens, der Mensch könne sich nie außerhalb seiner Gottbezogenheit bewegen, nicht teilt, liest das Buch als einen gelungenden Versuch, der Diskussion um die Suizidbeihilfe eine neue Tiefendimension zu verleihen (77). Obgleich in den Diskussionen um die Suizidhilfe abgründige Fragen um Leben und Tod verhandelt werden, so der Autor, seien die Auseinandersetzungen in der Schweiz meist zweckrational und pragmatisch ausgerichtet: „Wir haben uns bereits so sehr an Debatten über medizinische Verkürzung von Sterbeprozessen oder das Angebot organisierter Suizidhilfe gewöhnt, dass uns die moralische Provokation, die in diesen Optionen steckt, kaum noch auffällt.“ (17)

Einer kurzen Einführung (9–20) folgt unter dem Titel „Zugänge“ die Darlegung der zentralen Fragestellungen (21–65). Im dritten Teil „Sterben in der ‚Risikogemeinschaft‘“ geht M. auf die Wahrnehmungen des eigenen und fremden Sterbens ein und skizziert damit einen neuartigen Zugang zur Thematik (67–100). Im vierten Teil „Theologische Überlegungen zu Sterben und Tod“ nimmt der Autor in erster Linie auf Karl Barth und Dietrich Bonhoeffer Bezug (101–142), im fünften Teil „Suizid und Sterbehilfe im Recht“ werden Regelungen dargelegt und Neuerschläge kritisch unter die Lupe genommen (143–174). Im sechsten Abschnitt „Suizidhilfe aus ethischer Perspektive“ Themen wie die Rede vom natürlichen Sterben, Autonomie und Tötungsverbot diskutiert (175–222), im siebten Teil „Leben auf der Grenze“ schließlich thesenartig und mit Blick auf eine vom Autor maßgeblich mitverfasste Stellungnahme des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes ein Überblick über die wichtigsten Ergebnisse gegeben (223–246). Der Blick auf das ausführliche Literaturverzeichnis am Ende des übersichtlich gestalteten Bandes zeigt, dass nicht nur ethische Literatur verarbeitet wird, sondern weitreichende Bezüge zur Soziologie, Rechtswissenschaft, Philosophie und Theologie sowie zu Kunst und Literatur hergestellt werden (247–269).

Bereits die Lektüre der ersten Seiten, einer kurzen anthropologischen Grundlegung, macht klar, wie ernst es dem Autor mit der Vertiefung der Debatte ist: Adorno, Benjamin und Handke gelten erste Verweise, um das Leben im „Dazwischen“, auf der Schwelle, dem Übergang zwischen Leben und Tod, zu charakterisieren. Fragen der Sterbehilfe betreffen diesen Übergang, so der Autor, und wer sich nicht lebhaftig in diesem Schwellenbereich befindet, sollte grundsätzlich zögerlich und mit einem gewissen Vorbehalt darüber sprechen (11). Selbst bei bester ethischer Expertise ließen sich Entscheidungen in diesen Grenzbereichen nie eindeutig beurteilen. Damit äußert M. einen ethisch wie theologisch wichtigen Vorbehalt, den er selbst bis zum Schluss des Buches beachtet. Das allerdings erschwert das Nachverfolgen seiner differenzierten Argumentation und bewirkt, dass normative Aussagen häufig vage bleiben. Interpretiert wird diese normative Offenheit im Anschluss an Michael Welker als ein durch den Geist Gottes gewirkter schöpferischer Pluralismus (48f). Der daraus resultierende ethische Pluralismus sei jedoch nicht ein „Markenzeichen des Protestantismus“, sondern Kennzeichen des schöpferischen Handelns Gottes in der Gegenwart (49).

Besondere Aufmerksamkeit widmet der Autor dem Sterben im Kontext der Risikogemeinschaft: Während aus vielen früheren Todesgefahren inzwischen Le-

bensrisiken geworden seien, sähen wir uns häufig gezwungen, Entscheidungen zu fällen, und benötigten wir ein weitreichendes System von Risikoabsicherungen. Heute sei die Kontrolle über das Sterben wesentlich geworden, und mit den Kontrollmöglichkeiten seien auch die Risiken gewachsen. Mit jeder Entscheidung zur Risikovermeidung produzierten wir neue Risiken, was auch für das Sterben gelte und maßgeblich zu dessen Medikalisierung beigetragen habe: „Das Sterben wird auf der Ebene der Problemwahrnehmung kaum als moralische Herausforderung, sondern vor allem als lebenspraktische Aufgabe betrachtet. Im Blickpunkt steht weniger das Risiko, moralisch zu versagen oder auf dem dünnen Eis moralischer Konflikte auszurutschen oder einzubrechen, als vielmehr das Risiko, in einer extremen Lebenslage die Kontrolle zu verlieren.“ (94) Organisierte Suizidhilfe gewähre eine Risikoabsicherung, wobei es nicht mehr, so der Autor im ethischen Kap., um die Zurückweisung eines ärztlichen Paternalismus gehe, sondern um den Widerstand gegen die Heteronomie des Leibes (191).

Aus theologischer Sicht bestehe die menschliche Hybris nicht in einer Suizidhandlung, sondern im Versuch der menschlichen Selbstrechtfertigung (121); dies ist eine Aussage, die aus der Perspektive angewandter Ethik nur schwer nachvollziehbar sei, gibt M. z. (126). Doch wovon die Ethik nicht sprechen könne, darüber müsse die Theologie nicht schweigen (allerdings müsse die Theologie umgekehrt ethisch darüber schweigen, worüber sie nur theologisch sprechen könne): „Der Mensch hat die Möglichkeit, sein Leben zu beenden, aber er kann diese Entscheidung nicht souverän treffen, weil er nicht Souverän des eigenen Lebens ist.“ (141) Der Mensch sei fähig, sich das Leben zu nehmen, könne diese Tat aber nicht rechtfertigen.

Selbst in seinen Betrachtungen zu rechtlichen und ethischen Aspekten taucht der Autor immer wieder in die Tiefe der Widersprüchlichkeiten und Paradoxien, die mit Sterbewünschen verbunden sind. Er hält die gegenwärtige Regelung für unbefriedigend, beurteilt aber alternative Vorschläge zurückhaltend. Wengleich einige Aussagen normativ vage bleiben, wird das Ziel, nämlich eine Vertiefung der Debatten, klar erreicht. Das scharfe Nachdenken, die systematische Darstellung, die Fülle von Anregungen, die neue Sichtweise des Sterbens als Risiko und das konsequente Durchhalten einer protestantisch-theologischen Zugangsweise machen dieses Buch zur Pflichtlektüre für alle, die sich für die theologische Sterbehilfedebatte interessieren.

Fribourg

Markus Zimmermann-Acklin

Siegmann-Würth, Lea: Ethik in der Palliative Care. Theologische und medizinische Erkundungen. – Bern: Peter Lang 2011, 197 S., kt € 40,00 ISBN: 978-3-0343-0346-0

Die Medizinerin und Theologin Lea Siegmann-Würth legt mit ihrer Monographie eine interessante theologisch-ethische Untersuchung zum Thema „Palliative Care“ vor. Die Studie, die auf ihrer Masterarbeit in der Theologischen Ethik an der Univ. Luzern gründet, gliedert sich in drei Teile.

Der erste Teil dient der Begriffsdefinition und der Erläuterung der Entstehungsgeschichte von Palliative Care. Im zweiten Teil entwickelt die Autorin theologisch-(ethische) und medizin-ethische Überlegungen zu dem Konzept. Dem dritten Teil bildet eine Reflexion von zentralen Themen der Palliative Care wie der Arzt-Patient-Beziehung, der terminalen Sedierung und der Rolle der Seelsorge. Außerdem beschäftigt sich die Autorin mit Implementierungsfragen der Palliative Care insbes. im Kontext der Schweiz.

S.-W. definiert als Ziel ihrer Arbeit, „Palliative Care als ein umfassendes, integratives Konzept darzustellen, das neben körperlichen Symptomen auch psychische, soziale und spirituelle Aspekte des kranken Menschen berücksichtigt, verschiedene Disziplinen medizinischen Handelns verbindet sowie einen ethisch berechtigten und geforderten Stellenwert in der modernen Medizin, im Gesundheitswesen und Sozialstaat einnehmen soll“ (15).

Dieses Ziel verfolgt die Autorin stringent. Prägnant erläutert sie im ersten Teil die Begriffsdefinitionen von Palliative Care und die Entstehungsgeschichte dieses Konzepts, das wesentlich im Kontext der Hospizbewegung entstanden ist und einen bewussten Kontrapunkt zur Sterbehilfisdiskussion setzt. Ziel von Palliative Care ist, dem sterbenden Menschen bis zum Tod eine hohe Lebensqualität zu ermöglichen und ihn und seine Angehörigen in allen Phasen zu begleiten.

Bereits in der Beschreibung der Entstehungsgeschichte fällt auf, dass die Autorin die eigenständigen Beiträge der Pflege und der Pflegewissenschaften zu dem Begriff und dem Konzept der Palliative Care kaum berücksichtigt. Es überrascht deshalb nicht, dass Palliative Care von S.-W., „als medizinisches Konzept im weitesten Sinn“ (23) bezeichnet wird. Zwar weist sie darauf hin, dass die Patienten und ihre Angehörigen von einem interdisziplinären Team „mit Vertretern der Kerndisziplinen Medizin, Pflege, Sozialarbeit und Seelsorge betreut werden“ (ebd.). Jedoch reflektiert sie zu wenig die Impulse und Perspektive, die die Pflege und Pflegewissenschaften in die Palliative Care eingebracht haben. Deutlich wird dies auch durch ihre Fokussierung auf die Arzt-Patient-Beziehung (111–119). Die Gewichtung ist zwar aufgrund der Rolle des Arztes/der Ärztin im Blick auf medizinische Entscheidungsprozesse nachvollziehbar. Auf der anderen Seite hätte diese Fokussierung angesichts der ebenso zentralen Rolle der Pflege und Pflegenden in der Palliative Care besser begründet werden müssen.

In ihrem zweiten Teil entwickelt die Autorin eine theologische und medizinische Grundlegung von Palliative Care. Als Ausgangsbasis reflektiert sie kompetent die biblische Erzählung vom barmherzigen Samariter (Lk 10,25–37). In einer ausführlichen ethischen Darlegung analysiert sie das Gebot der Nächstenliebe und die Kategorien des Mitleids und der Compassion. Besonders positiv hervorzuheben ist dabei, dass sie die individuelle/ethische mit der sozial-ethischen Perspektive verknüpft.

In ihrer medizinischen Reflexion untersucht S.-W. den Prinzipienansatz von T. Beauchamp und J. Childress und zeigt in sehr anschaulicher Weise die Entwicklungsgeschichte und das Begründungskonzept dieses weltweit verbreiteten medizinethischen Ansatzes auf. Sie kommt zu dem Fazit: „Der Ansatz weist viele Vorzüge auf. Die als begriffliches Gerüst für die Bioethik verstandenen vier mittleren Prinzipien bringen Gemeinsames verschiedener Ethiktheorien zum Ausdruck und können so in verschiedenen Wertesystemen Akzeptanz finden. [...] Nachteile können sich darin ergeben, dass sie in Dilemmasituationen letztendlich doch wenig Lösungspotential aufweisen.“ (89–90) Zu kurz und wenig aufschlussreich ist dann ihr folgender Versuch, die Menschenwürde als Grenze bei einer Güterabwägung mit Hilfe mittlerer Prinzipien zu etablieren. Kritisch hervorzuheben ist auch, dass der theologisch-ethische und medizinische Teil zu wenig verbunden sind.

Ein großer Gewinn für den interessierten Leser ist dann der dritte Teil, wo S.-W. auf einzelne zentrale Themen der Palliative Care und schließlich auf Praxisfragen eingeht. Interessant ist dabei insbes. der Blick auf die schweizerische Situation und die Rolle der Seelsorge.

Angesichts der Tatsache, dass diese Untersuchung im Rahmen einer Masterarbeit in der Theologischen Ethik entstanden ist, leistet die Autorin sehr gute Reflexions- und Begründungsarbeit. Auf der anderen Seite hat die Studie noch Schwächen v.a. im Hinblick auf den eigenen medizinethischen Begründungsansatz. Hier könnte die Untersuchung bei einer Überarbeitung und Ausweitung noch deutlich gewinnen. Problematisch ist die nicht deutlich genug begründete Fokussierung auf die medizinische Perspektive. Dies ergibt sich sicherlich teilweise aus der medizinischen Profession der Autorin. Aufgrund der sprachlich gut lesbaren Gestalt der Studie und des Praxisbezuges ist die Untersuchung für ein breites Publikum aus verschiedenen Disziplinen geeignet.

Berlin

Ulrike Kostka

Inklusive Kirche, hg. v. Johannes Eulich / Andreas Lob-Hüdepohl. – Stuttgart: Kohlhammer 2011, 264 S. (Behinderung – Theologie – Kirche, 1) kt € 29,90 ISBN: 978-3-17-022028-7

Angesichts des in den letzten Jahren zu beobachtenden, in anderen Disziplinen vollzogenen Paradigmenwechsels hinsichtlich Menschen mit Behinderungen steht es der Theologie gut an, die damit verbundenen Veränderungen für die Praxis in Diakonie und Kirche zu reflektieren. Hierzu dient die neue Schriftenreihe „Behinderung – Theologie – Kirche“, deren erster Band nun vorliegt. Nach Auskunft der Hg. soll die neue Reihe „zunächst eine selbstkritische Vergewisserung der eigenen Tradition [eröffnen], um unter Rückbezug auf die Hinterfragung eigener theologischer Positionen das semantische Potenzial christlicher Gottesrede für die lebensdienliche Arbeit mit und für Menschen mit Behinderung in Kirche und Gesellschaft fruchtbar zu machen und den Anschluss an die Erkenntnisse neuerer sozialwissenschaftlicher Forschung zu gewinnen“ (7). Dementsprechend nimmt der erste Band eine Vielzahl an Themen in den Blick, stellt verschiedene disziplinäre Perspektiven zu Behinderung vor und bezieht sie aufeinander. Gegen große Teile der christlichen Tradition, in der Verständnis von Behinderung vorherrschend waren, die zu Absonderungen führten, plädieren die Hg. unter Rekurs auf Lk 4 dafür, den Inklusionsgedanken als genuinen Topos christlicher Rede zu verstehen. Dies erlaube den Konsens mit den diversen Fachdiskursen, die Behinderung nicht ausschließlich oder primär als Krankheit verstehen, sondern als Resultat der komplexen Wechselwirkung zwischen behinderten und nicht behinderten Menschen.

Ihr Anliegen zeigt sich in der konkreten Anlage des Buches, das in drei unterschiedlich lange Teile gegliedert ist. Der erste Teil „Behinderung – präkäre Lebenslagen als Herausforderung für Theologie und Kirche“ dient zur Einführung in das Themenfeld „Behinderung“ und setzt sich aus vier Beiträgen zusammen. So informiert Markus Dederich darüber, wie Behinderung im Laufe der Zeit verstanden wurde, stellt Reinhard Markowitz die „Soziologie der Behinderten“ vor – mit einem klaren Plädoyer dafür, Menschen mit Behinderungen durch Inklusion zu entstigmatisieren, und erläutert Georg Theuvsen unter Rückgriff auf die UN-Behindertenrechtskonvention gegenwärtige Paradigmen der Behindertenhilfe (von Integration zu Inklusion). Abschließend bespricht Heiner Bielefeldt die UN-Behindertenrechtskonvention und betont den sich in ihr niederschlagenden menschenrechtlichen Universalismus.

Der kürzeste Teil ist der zweite: „Theologie – Reflexionen über das Widerfahrnis Gottes als Forderung nach Inklusion“. Er wird eröffnet von einem Beitrag Manfred Oemlings zur theologischen Reflexion auf Behinderung im Alten Testament, wo er der klassischen Sicht der Behinderung als Strafe für Menschen